

Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor(en): **Vallotton, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Fortsetzung 11

Der Kommandant von der Weid, schon zu Pferde, hörte zu, die Stirne unter seinem mit Reis bedeckten Hut gesenkt, und neben ihm standen Major Blattmann und einige andere Offiziere. Es war bald neun Uhr. Da ganz nahe bei uns Gewehrfeuer losging, trennten sie sich unter Händeschütteln. Die Russen griffen an.

Die Schlacht an der Beresina, die für uns so mörderisch war, in der aber jeder, von unsern Führern an bis zu den letzten Soldaten, heldenhaft seine Pflicht tat, hatte begonnen.

Zum Verständnis der Rolle, die uns an diesem Tage zu gefallen war, muß man wissen, daß die Armee den ganzen Tag zuvor und dann die Nacht hindurch über die Brücken gezogen war und in einem ununterbrochenen Zuge hinter uns durch auf dem Wege von Zemin nach Wilna marschierte. Einzig das Korps des Marschalls Victor war auf dem linken Flußufer bei Studianka geblieben. Ihm oblag es, die Armee Wittgensteins so lange wie möglich zurückzuhalten, um sich dann selber zurückzuziehen und nach dem Flußübergang die Brücken zu sprengen. Wir sollten unterdessen auf dem rechten Ufer die Armee Tschitschatschows aufhalten und sie um jeden Preis verhindern, die Übergangsstelle auf dieser Seite des Flusses zu erreichen, damit der Rest unserer Armee und Victors Truppen selbst ihren Rückzug ungefährdet vollziehen könnten.

Deshalb hatten wir sogleich nach dem Übergang, statt wie alle andern auf der andern Straße weiterzuziehen, nach links abgelenkt und den Wald von Stachow besetzt, mit den Kroaten, dem 35. französischen Regiment und den Polen als Reserven, und leicht gebogene Linie senkrecht zur Beresina bezogen. Um zu den Brücken zu kommen, mußten also die Russen über unsere Leiber hinwegschreiten.

Wir fühlten alle die Wichtigkeit des Postens, der uns anvertraut war. Auf uns ruhte zu einem Teil das Heil der Armee, und wir verspürten darob eine Art Stolz.

Deshalb auch hatten sich unsere Offiziere soeben die Hand gedrückt, als sie auseinander gingen, wie zu einem letzten Abschied; sie wußten wohl, daß viele, wenn nicht alle, die Heimat nicht mehr sehen würden. Auch wir Soldaten begriffen das Opfer, das man heute von uns verlangte, wie man es zwei Tage zuvor von den Pontonieren verlangt hatte. Wie sie, wollten auch wir uns würdig zeigen des in uns gesetzten Vertrauens, und wir wollten unsere Pflicht tun.

Aber die Russen, die sich zwei Tage lang hatten täuschen lassen, waren am Morgen schließlich doch dazu gelangt, die Lage richtig abzuschätzen. Sie waren sich nun darüber klar geworden, daß sie, wenn einmal unser Widerstand gebrochen und die Brücken erreicht wären, der französischen Armee einen tödlichen Schlag versetzen, ja sie vielleicht sogar ganz gefangen nehmen könnten. Deshalb war ihr Angriff von dieser Seite her sogleich von einer unerhörten Heftigkeit.

Wir hatten es mit der Elite ihrer Truppen zu tun, mit sibirischen Regimentern, unter denen die besten Schützen waren. Ihre Kugeln trafen vor allem die Offiziere, so daß schon gleich zu Beginn eine große Zahl von ihnen außer Gefecht gesetzt

wurden. Marschall Dudinot, den eine angeborene Tapferkeit dazu trieb, sich ungeachtet der Gefahr auszusetzen, wurde ganz nahe bei uns von einer Kugel in die Hüfte getroffen und fiel vom Pferde. Er wurde ersetzt durch Ney, der immer bereit war, in größter Gefahr seinen Mann zu stellen. Die heldenmütige Energie eines solchen Führers war aber nicht zu viel, um unsere Front zu halten gegen einen unendlich zahlreicheren Feind, dessen Verluste sofort aus den Reserven aufgefüllt wurden, während es uns unmöglich war, unsere Toten zu ersetzen.

Da sich in unsern Linien doch ein gewisses Schwanken bemerkbar machte und die Munition zu fehlen begann, befahl General Merle, der Kommandant unserer Division, ein Tapferer, der uns seit Polozk geführt hatte und der bei uns blieb bis ans Ende, einen Ausfall mit dem Bajonett.

Ich habe schon erwähnt, daß die Russen selten einen Kampf mit blanker Waffe annahmen, sondern gewöhnlich zurückwichen, bevor wir sie erreicht hatten. Wir dagegen waren geradezu erleichtert, daß wir uns auf diese Art dem mörderischen Feuer entziehen konnten, auf das wir schon fast nicht mehr zu antworten vermochten. Deshalb kam uns der Befehl ganz willkommen.

Es scheint, daß das Lächerliche immer dicht neben dem Tragischen stehen muß, selbst in den schmerzlichsten Augenblicken des Lebens.

Um das Signal zum Sturmangriff zu geben, sind die Trommler nötig. Wenn nun die Tambouren auch ihrer Natur nach viel Lärm machen — dafür sind sie ja da — so bemerkt man doch bald, daß sie gewöhnlich von friedliebender Art sind und unendlich viel mehr von einem Sancho Panza als von einem Don Quixotte an sich haben. Unsere Tambouren hatten bisher, ruhig auf ihren Rübeln sitzend und schön im Schutz, den Kampf nur von weitem gesehen, und zweifellos hatten sie nur halbe Lust, eine Schlacht zu wagen. Es war sogar nötig, daß Lieutenant Legler, der den Befehl des Generals überbrachte, zwischen ihnen vom Pferde stieg und sie zurechtschüttelte. Da sie immer noch taube Ohren machten, packte er den Erstbesten und „trommelte“ ihn eigenhändig — man muß schon sagen — bis an die Front. Nie noch sah ich einen solchen Angriff. Da Legler den armen Teufel mit eiserner Faust festhielt, war dieser wohl oder übel gezwungen, zu marschieren und zum Angriff zu schlagen, freilich ohne jede Begeisterung. Die ganze Linie folgte, und das Seltsamste war, daß die Russen ausriffen, ohne uns zu erwarten. Legler erhielt nicht den kleinsten Kraker. Der so widerwillig tapfere Tambour, ein gewisser Rundert, wurde am Kiefer verletzt, überlebte aber den Feldzug. Mehrere Jahre später, als er in Holland Karriere gemacht und Tambourkorporal geworden war, begegnete er Legler wieder, der Hauptmann geworden, und er erinnerte ihn lachend an den berühmten Sturmangriff, ohne aber seinem einstigen Führer das mindeste nachzutragen.

Trotz all dem Traurigen dieses Tages kann ich ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich mich an diese Szene erinnere, die für einen Augenblick das Drama unterbrach, das begonnen hatte.

Im Augenblick als wir anhielten, hörten wir im Walde hinter uns Rufe erschallen: „Vive l'Empereur!“, und zu unserer Linken sahen wir das Kürassierregiment Doumerc vorrücken, wahre Zentauren, die wir von Polozk her gut kannten. Wir beeilten uns, anzuschlagen und auf die fliehenden Russen zu feuern. Sie rannten gerade über eine Waldlichtung zwischen unserer Linie und dem Fluß, als der Reiterangriff über sie hereinbrach wie ein Donnerwetter. Die großen Lanzen der Kürassiere erhoben sich über die Helmkämme, schlugen und stachen. Wir hatten unser Feuer eingestellt, aus Furcht, die Unsrigen zu treffen, und wir fragten uns, wie man einem solchen Angriff nur widerstehen könne, als die Russen auch schon ihre Waffen fortwarfen und den Kampf aufgaben. Es wurden denn auch drei Bataillone gefangen und zurückgeschickt. Ich habe sie nie mehr gesehen.

Dieser Vorstoß gab uns einen Augenblick der Rast, aber es war nur eine kurze Ruhe. Der Feind verfügte über solche Massen, daß der Kampf bald wieder mit neuer Wut begann. Da packte Hauptmann Ney selbst die Trommel und schlug zum Sturmangriff. Wir hatten endlich wieder Munition aus dem Nachschub erhalten und schossen nun wie Wütende. Zwischen zwei Tannen wohl geborgen wie auf dem Anstand zielte Rochat ohne Eile und genau.

Er sagte zu mir: „Wachtmeister, seht Ihr den Großen dort, links vom Gebüsch?“ Der Schuß ging los, der Mann fiel. Rochat lud wieder. Man spürte die Kälte nicht mehr. Die Gewehre brannten uns an die Finger, und die Aufspießung des Kampfes gab uns die Kräfte wieder. Aber welche Lücken rissen zugleich in unsere Reihen ein! Wir mußten das Manöver nochmals versuchen, mußten nochmals mit dem Bajonett angreifen. Die Polen dicht neben uns, geschworene Feinde der Russen, und etwas weiter das französische Regiment schlugen sich ebenfalls tapfer. Aber wie viele Körper lagen schon verlassen im Schnee, bald von der Kälte steif gemacht! Glücklicherweise sind zu dieser Jahreszeit die Tage nur kurz. Die Nacht setzte endlich dem ungleichen Kampf ein Ende. In ruhigen Augenblicken hörte man aus der Ferne, von Studianka her, immer noch die Artillerie des Marschalls Victor donnern.

Etwas näher unterschied man im sinkenden Abend das abgedämpfte Rumpeln der Fuhrwerke und der Artillerie, die immer noch über die Brücke zogen, und eine Art Stolz — ich darf das heute wohl sagen — erfüllte uns über die Größe des Opfers, das von uns verlangt worden war. Die Aufgabe, die uns zufiel, haben wir erfüllt, angeklammert an den eisigen Boden, auf dem so viele der Unsrigen lagen, auf dem wir aber den Russen ein Hindernis entgegenstellten, das sie nie haben brechen können.

Während des ganzen Tages war unser Hauptmann mitten unter uns geblieben, uns mit seinem Mute anfeuernd beim Angriff und stets der Letzte, wenn wir zurückweichen mußten. Als wir sahen, wie er sich so tapfer der Gefahr aussetzte, da hatte er alle seine Leute gewonnen, trotzdem wir ihn kaum seit ein paar Tagen kannten. Er schien unverwundbar. Beim letzten Ausfall aber ereilte ihn das Unglück. Einmal mehr stürmten wir den Abhang hinunter, auf dem schon so manche von unsern Tapfern ausgestreckt lagen. Ich sehe ihn mit seinem Degen winken und dann rücklings fallen. Ich hatte nicht einmal mehr Zeit, zu ihm hinzugehen. Ich mußte der Bewegung nach vorn folgen, die Russen in den Wald jenseits der Lichtung zurücktreiben helfen und meine Pflicht bis zum Letzten tun. Als wir nachher den Abhang wieder hinaufstiegen, suchte ich meinen Hauptmann und fand ihn bei einer Tanne, die ich mir im Vorbeigehen gemerkt hatte. Er lebte noch. Aus einer Wunde in seiner Brust sprudelte Blut in großen Blasen und rötete den Schnee rund um ihn. Rochat hatte ihm die Feldflasche an die Lippen gesetzt, was ihn für einen Augenblick neu belebte. Als er uns über sich gebeugt sah, suchte sein Blick meine Augen. Mit einer Stimme, die nur mehr ein Hauch war, konnte er mir noch sagen:

„Wachtmeister, ich sterbe ... Ich habe meine Pflicht getan ... und kann nun gehen.“ Dann fügte er noch leiser, so daß ich ihn kaum mehr hören konnte, hinzu:

„Ich bin von daheim weggegangen, um mich anwerben zu lassen ... vor fünf Jahren ... Ich habe meiner Mutter das Herz gebrochen ... Wenn Ihr in die Heimat zurückkommt, so sagt ihr, daß sie mir verzeihen soll ... und daß ich ... als Christ ... gestorben bin ...“

Rochat hatte ihm den Waffenrock aufgemacht und dabei unter dem silbernen Halschild die Schnur eines Skapuliers erfaßt, wie sie die Freiburger tragen. Er nahm das kleine Kreuz und steckte es ihm in die gefalteten Hände. Noch einmal blickte er unser Hauptmann an, wie um uns Dank zu sagen; aber er konnte schon nicht mehr sprechen, und leise kam das Ende.

Ich habe nie etwas Ähnliches verspürt. Mein Herz war ganz zerbrochen. Aber da begann vom Waldrand her von neuem das Schießen, und die Kugeln schwirrten um uns herum. Die Züge des Hauptmanns hatten plötzlich die Starre des Todes angenommen. Es war so schön, so ruhig. Wir haben seinen großen Mantel über ihn gebreitet. Der Schnee, der wiederum zu fallen begonnen hatte, deckte bald auch ihn mit weißem Tinnen, wie er schon die Körper so mancher Kameraden zugedeckt hatte. Armer Hauptmann! Er ist als ein Tapferer gestorben, und glücklicher als so viele andere, hat er nicht lange leiden müssen. Wir aber hatten keine Zeit, uns erweichen zu lassen.

Der Abend kam. Der Kanonendonner nahm auch auf der Seite gegen die Beresina hin ab. Bald hörte er ganz auf. Überall waren die Russen aufgehalten worden; aber als wir das Regiment besammelten, da konnten wir sehen, was die Schlacht uns gekostet hatte. Fast alle höhern Offiziere waren verwundet worden oder lagen tot im Schnee. Wir Soldaten aber, wir waren nur mehr eine Handvoll.

Man kann wohl sagen, daß die Beresina unser Grab geworden war.

In der Nacht, die nun fiel, hörte man nichts mehr, nicht einmal mehr das Stöhnen der Verwundeten, das sonst so fürchterlich ist am Abend der Schlacht; die Kälte kürzte rasch ihre Leiden ab. Um die magern Feuer, die wir anzündeten, hätten wir an jenem Abend leicht unsern Hunger stillen können mit den Körpern der Pferde, die auf der Erde lagen; aber wir hatten nicht das Herz, zu essen, so sehr schnürte uns die Trauer, das Andenken an die, die wir zurückgelassen hatten, die Kehle zu. Erst am Morgen darauf bereiteten wir uns einige Nahrung, in Voraussicht des Kampfes, der wiederum begann und gefolgt wurde vom ewigen Marsch durch den Schnee. Rochat hatte das Glück, seinen „Rosak“ wieder zu finden. Es blieb uns auch noch ein Restlein Mehl, das er röstete. Ich weiß nicht, wie wir den Tag ohne dieses hätten überstehen können.

Als der Tag erschien, ein grauer und schwerer Tag, den schon der ewige Schneefall striemte, konnten wir unsere Verluste noch genauer feststellen. Von unsern vier Regimentern war kaum so viel übrig geblieben, um ein armes Bataillon zu bilden, unter Einrechnung der Verwundeten, die zu folgen versuchten. Wir hatten indessen keine Zeit, um ziellosen Gedanken nachzuhängen. Die Beresina war überschritten: jetzt hieß es so rasch wie möglich weiterziehen.

Der Rückzug.

Zum Glück für uns waren auch die Russen von den Kämpfen der letzten Tage erschöpft. Wir konnten uns also am Morgen des 30. November in aller Stille zurückziehen. Wir kamen grad wieder zu der großen Straße zurück, als ein furchtbares Krachen ertönte, gefolgt von flgenden Schreien, die nach und nach abklangten, um in einer noch beklemmenderen Stille auszulöschen.

Fortsetzung folgt.